

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

16. Abschnitt. Die Familie Freiligrath

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## Die Familie Freiligrath

Am 8. Oktober 1878 betrat ich zum ersten Male das Freiligrathsche Haus zu Cannstatt. Die Witwe des Dichters war noch einige Jahre (1876—81) nach ihres Gatten Tod in den alten, teuern Räumen wohnen geblieben, bis sie nach Düsseldorf übersiedelte.

Andächtig fühlte ich mich in Freiligraths Arbeitszimmer gestimmt; hier war noch alles in frommer Scheu gelassen worden, wie der Dichter es geliebt hatte; noch stand sein Schreibtisch am gewohnten Platze; von unten rauschte das Neckarwehr, dem er so gerne zu lauschen pflegte.

Nur sein Hauptstolz, seine kostbare Bücherei, war zum größten Teil aus äußerlich notwendigen Gründen nach Amerika verkauft worden, wo der reiche, glückliche Besitzer dieser Schätze verständnisvoll ihnen einen kleinen Tempel in seinem Park errichten ließ. Freiligrath hegte grenzenlose Liebe zu seinen Büchern, so daß er sie sogar bei Besuchen im Heime seiner Töchter zu London, wo er sich immer so heimisch und glücklich fühlte, schwer vermisse. Sorgfältig pflegte er die Bücher selbst abzustäuben. Wie alle wahrhaft großgeistigen Menschen war auch er überaus ordnungsliebend. Bei dieser Ordnungsliebe und seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wußte er jedes Buch im Dunkeln zu finden. Zwei volle Zimmer waren ursprünglich mit Büchern angefüllt. Rotwollene Vorhänge, für deren Dämmerlicht Freiligrath eine Vorliebe hegte, hingen an den Fenstern; auch liebte er, von seinem Fenster aus die zahllosen Schwalben über den Neckar hin und her fliegen zu sehen; streiften sie nahe dem Hause „Zum alten Hasen“ vorüber, sagte er manchmal scherzend: „Dieses Haus sollte Schwalbeneck heißen.“

Kamen Nachrichten von seinen geliebten, auswärtigen Kindern, so konnte Freiligrath der teuern Gattin ins Auge schauen und ausrufen: „Mir ist aber sehr wohl, Ida! Das Leben ist doch schön! Gott segne die Kinder!“



Sehr streng nahm es Freiligrath mit der Feile seiner Dichtungen, die bis zuletzt angelegt wurde; oft konnte er, halbe Tage brütend, sich auf den passendsten, treffendsten Ausdruck in einem Gedichte bestimmen. Frau Ida berichtete mir nachmals zuweilen, ihr Gatte habe ihr häufig nur einzelne Gesätze neuer Gedichte vorgelesen, weil diese an einzelnen Tagen entstanden seien; so bedächtigt und gewissenhaft habe er daran gemeißelt. Auf Bestellung konnte er niemals dichten. —

1878, bei meinem ersten Besuche, traf ich Frau Ida, geb. Melos aus Weimar, allein zu Hause. Ihre sonst bei ihr wohnende Schwester, Maria Melos, die späterhin das Hauptbindeglied der innigen Freundschaft zwischen Freiligraths und mir bilden sollte, war verreist, was sie nachher oft beklagte; sie meinte gar in ihrer mir gewogenen Herzengüte, als ich sie endlich, 1885, zu Düsseldorf kennen lernte: „Es hätte keine sieben Jahre gedauert, bis Sie wieder unser Haus betraten, wäre ich damals in Cannstatt gewesen.“

Frau Ida, bei edelster, echtester Weiblichkeit eine Frau von männlich triebkraftvollem Geiste, treffend sicherem Kunsturtheil, war bis ins Greisenalter von den schwärmerischen Freiheitsgedanken ihrer Jugend erfüllt und glühte, fast überstarken Eifers, für alles, was Volks- und Geistesbefreiung auch nur streifte; vielfach wurde behauptet, so z. B. von Carl Löwe — dem „Balladenlöwe“ —, der zu London im Hause Freiligrath verkehrt hatte, sie sei die umstürzlerische Muse ihres Gatten gewesen und habe ihn zu den wilden Dichtungen der 1840er Jahre begeistert, die eine so verhängnisvolle Wendung in Freiligraths Leben heraufführten. Beide Gatten hatten sich, wiewohl kräftige, alte „Achtundvierziger“, mit dem neuen Deutschen Reiche von Herzen ausgeöhnt. Wegen seiner herrlichen Kriegsdichtungen wurden dem Dichter 1870 sogar von deutschen Fürsten Orden angeboten, die er jedoch mit Rücksicht auf seine ehemaligen Kampf- und Bestimmungsgenossen, aber ohne jede politisch gehässige Spitze, dankend ablehnen zu müssen glaubte.

Hoffentlich kommt eine Zeit, die der Jugend wieder Freiligraths Dichtungen von neuem vor Augen stellt. In Kadettenhäusern wurde der Dichter wegen seiner Revolutionsgedichte vielfach vorurtheilsvoll und in schieferm Lichte den Zöglingen dargestellt. Seine Revolutionsdichtungen heute noch politisch auszuschlachten, wäre sicherlich nicht in Freiligraths Sinne gewesen, der sich, wie gesagt, mit dem neuen Deutschland unter Preußens Führung völlig ausgeöhnt und den vaterländischen Gedanken im Jahr 1870 die besten Dichtungen der Zeit geweiht hatte. General



oberst von Loë erzählt in seinen „Erinnerungen“, daß Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar eines Abends im Hauptquartier dem König Wilhelm und den anwesenden Fürsten Freiligraths „Trompete von Gravelotte“ vorgelesen und daß die Augen des Königs sich vor Rührung gefeuchtet haben. Dies ist wohl der höchste Triumph des einzigen Umsturzdichters gewesen, daß ein König von Preußen über seine Verse geweint hat!

Die beiden Schwestern, Ida Freiligrath und Maria Melos, waren Töchter eines Professors Melos in Weimar, der seinen nüchternen, thüringischen Namen Mehlhose in den wohlklingenderen „Melos“ umgewandelt hatte. Nach verbürgter Familienüberlieferung war der Vater einer jener Zwölfe, die Schillers Leichnam zur letzten Ruhestätte getragen haben. Es gab sogar einen Ring mit eingelegtem Haare Schillers in der Familie, den ich selbst noch gesehen habe. Professor Melos hatte zu Weimar auf dringlich wiederholtes Bitten Karl Augusts, der eine leidenschaftliche Vorliebe für englisches Wesen und englische Sprache hegte, ein Fremdenheim für junge Engländer eröffnet; und es gehörte geraume Zeit in England zum guten Ton, an der klassischen Stätte Weimar sein Deutsch zu lernen. Übrigens erwähnt auch Schillers Lotte in ihren Briefen an Knebel den Namen des Professors Melos.

Das Haus Melos war der Familie Goethe nahe befreundet. Die beiden Schwestern spielten als gleichaltrige Genossen fast täglich mit Goethes Enkeln im Garten des Goethehauses und erzählten mir oft: „Wir sind immer so glücklich und heiter bei Goethes gewesen!“ Waren die Kinder besonders artig und der Großvater Goethe in gnädiger Stimmung, so durften sie auch ihn begrüßen. Bald warf er ihnen Zuckersachen in den Garten hinab, bald liefen sie in sein Zimmer, wo stets auf dem Schreibtische Süßfrüchte, an Schnüren gereiht, standen, um die Artigkeit der Kinder zu belohnen. Goethe streichelte ihre Löcher, und sie durften wohl auch ab und zu auf seinen Knien schaukeln. Frau Ida glaubte, sich noch des Anblicks der Leiche Goethes entsinnen zu können.

Nach dem Tode des Professors Melos zog die Witwe für einige Jahre von Weimar fort. Goethe schrieb ihr 1830 ein Abschiedswort mit voller Namensunterschrift ins Stammbuch zur Erinnerung. Und merkwürdig, als wir 1886 einmal zu Düsseldorf in diesem Gedebuche blätterten, gewahrten wir mit Schrecken — Frau Ida hatte es im Laufe vieler Jahrzehnte völlig vergessen gehabt —, daß ihre Mutter quer durch die wertvolle Handschrift Goethes den ihr offenbar noch wichtigeren Tagebuch-



vermerkt eingetragen hatte: „Heute starb mein liebes Kanarienvogelchen“ — ein Beweis, daß selbst Olympier bei Lebzeiten nicht so überschwenglich vergöttert zu werden pflegen, als Nachgeborene sich hinterher einbilden mögen.

Ein Handleuchter Goethes — ein Seeperdchen darstellend —, den Maria Melos nach dem Tode des großen Dichters von Ulrike von Pogwisch, der Schwester von Goethes Schwiegertochter Dittlie, zum Andenken erhielt, befindet sich seit 1886 als Geschenk der Beschenkten in meinen Händen.

Die aus Alt-Weimarer Zeit berühmte Malerin Luise Seidler malte Ida Melos in ihrem zwölften Jahr. Auf vieles Bitten saß sie der Künstlerin, die mit der Mutter Melos innig befreundet war, zu einem Bilde, das der Dresdener Kunstverein ankaufte. Goethe hatte der Künstlerin den Gedanken dazu gegeben: „Einbildungskraft und Erinnerung schweben, lebensgroß, über Rom dahin.“ Die Einbildungskraft, zu der Ida saß, hält die Leier in Armen, indem sie begeistert emporblickt; die Erinnerung zupft sie leis am Gewande. Das Bild machte 1830 viel Aufsehen und die Künstlerin erntete Anerkennung in Menge. Aus Dankbarkeit malte Luise Seidler die junge Ida nochmals für ihre Mutter: in langen, kastanienbraunen Mädchenzöpfen, in rotem Gewand und mit der Leier, genau mit der selben Haltung des Kopfes wie auf dem Bilde für die Öffentlichkeit. Ida muß als Mädchen sehr schön gewesen sein; noch als Greisin, da ich sie kannte, war sie eine eindrucksvolle Erscheinung; nur der Glanz ihres Auges war durch schwere, sich zuletzt fast zur Blindheit steigende Kurzsichtigkeit wie verschleiert; sie pflegte nur mit Bleistift auf fliegenden Blättern ihre geistvollen, an treffenden, schlagenden Bemerkungen reichen Briefe zu schreiben. Die innerlich stets für Freiheit Glühende muß ein unablässiges Kühlungsbedürfnis gefühlt haben: ohne daß ihre schönen Hände mit einem Fächer spielten, kann ich mir sie kaum vorstellen . . .

Da Freiligrath zum erstenmal als Bräutigam ins Zimmer seiner Schwiegermutter trat, fielen seine Blicke sogleich auf das Bild von Luise Seidler; er betrachtete es sinnend täglich und sagte zu seiner Braut: „Siehe, schon als Kind hast du ahnungsvoll meine Leier gestimmt.“ Zuletzt hat Freiligrath Idas Mutter so lange, bis sie ihm das Bild schenkte; seitdem hing es stets in der Arbeitsstube des Dichters.

Mit unsäglicher Liebe hing Freiligrath an seinen Kindern, vorab an seinem Sohn Otto, der 1873 zu Stuttgart als Einjährig-Freiwilliger starb; von seinem Tod an war der Vater ein gebrochener Mann; nie



durfte man in der Familie von dem erschütternden Gedicht „Otto zu Wolfgangs Hochzeit“ sprechen . . .

1885, nach siebenjähriger Pause, während deren wir aber immer in gelegentlichem Brief- und Kartenwechsel geblieben waren, trat ich zu Düsseldorf zum zweitenmal in die Familie, um von nun an jahrelang der regelmäßig wiederkehrende Wohngast zu sein, der auch später noch, an der Lebensneige der Frau Ida, seinen Besuch in London abstatte durfte, wohin sie zuletzt übergesiedelt war.

Die beiden alten Schwestern, die verwitwete Ida und die unvermählte Maria, wohnten im Hause bei Percy, Freiligraths jüngstem Sohn, und seiner jungen, zu Scherz und Ernst des Lebens gleich edel gestimmten Gattin Jutta, geb. Buchner, der Tochter des verdienten Freiligraths lebensbeschreibers und Mädchenschulvorstandes Wilhelm Buchner in Krefeld. Es war ein seltenes Vierblatt, so ein recht gleichgestimmtes Glücks- kleeblatt. Maria Melos konnte zuweilen die andern umarmen und ganz beseligt ausrufen: „Wir sind so gute Kameraden!“

Wie gemütlich war es, oben im „Küchensalon“ mit den beiden lieben Mten den von Maria bereiteten Frühstückstee einzunehmen und sie von vergangenen Zeiten erzählen zu hören! Da gab es fast keine irgendwie bedeutendere Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die nicht im Geiste wie der heraufstieg, die nicht Freiligraths Haus gestreift hätte! Die seltenen Schwestern priesen sich glücklich, daß ihre Erinnerungen in die wunder- volle, wie von Heiligenschein umflossene Goethezeit hinaufreichten, daß sie als Kinder noch „jene Sonne des Geistes schauen durften“. Die Zahl der Glücklichen, die darum beneidet werden konnten, ist damals schon äußerst geschmolzen gewesen und jetzt völlig erloschen. Heute, da jene un- vergeßlichen, glanzumronnenen Düsseldorfer Herbstbesuche so lange schon hinabgerauscht sind, leuchten mir die Briefe der lieben Schwestern wie wahre Erinnerungsschätze; besonders die von Marias Hand in ihren mit blauer Tinte geschriebenen, großzügig/regelrechten, altmodisch-schönen Schriftzügen; meint man doch, aus ihnen die unsäglich liebevoll, seelen- gütig und treu blickenden Augen der Schreiberin herausblitzen zu sehen und den zum Herzen dringenden Ton ihrer Stimme herausstöhnen zu hören. Vom Sommer 1885 bis zum Herbst 1888 verging keine Woche, ohne daß der Postbote mir einen langen, inhaltvollen Brief dieser treuen Seele auf den Tisch legte! Trotz des großen Altersunterschieds von 35 Jahren nannten wir uns bei Vornamen. Von jedem Ausflug erhielt ich Nachricht von ihr; einmal aus Schlessien schrieb sie mir jubelnd, voll



harmloser Kinderlust: sie habe, da ich nicht persönlich habe herbeigezaubert werden können, wenigstens meinem Lichtbilde die schöne, aussichtreiche Gegend gezeigt! Gibt es heutzutage noch viele solche Menschen wie jene Maria Melos aus dem alten Weimar?

Im Frühjahr 1885 hatte mir Frau Ida anlässlich einer Reise nach Weimar — es war das erstemal, daß sie den Boden ihrer Heimat nach dem Tod ihrer Jugendfreunde, der Enkel Goethes, wieder betrat, und zufällig auch kurz nach dem Heimgang des bayrischen Dichters Karl Stieler — geschrieben: „Am tiefsten hat mich das Scheiden des Jugendgespielen Walter von Goethe bewegt. Noch vor vier Jahren, als ich nach vierzigjähriger Abwesenheit meine Vaterstadt zum ersten Male wieder besuchte, war er so freundlich, lud mich zum Kaffee im alten Hausgarten, der fast täglich Zeuge unserer Spiele gewesen war, brachte sogar die silberne Kaffee- und Milchkanne der Frau Kat zum Vorschein dabei, mir zu Ehren, wie er sagte; er erinnerte sich an hunderterlei, was ich vergessen hatte, und führte mich endlich noch einmal überall herum in den geliebten, heiligen Räumen des Hauses . . . Auch Stielers Tod hat mir wehe getan, obgleich ich ihm persönlich nie begegnet bin. Sein Vater verkehrte in meinem elterlichen Hause, als er Goethe malte im Jahre 1828; ich war damals zehn Jahre alt, erinnere mich aber wohl der reizenden bayerischen Lieder, die er mit einem Lächelchen etwa in meinem Alter zur Gitarre sang.“

Und Maria Melos, die im selben Jahr 1885 gleichfalls Weimar besuchte, schrieb mir am 2. August von dort: „Im Laufe des Nachmittags ging ich nach Goethes Haus, sagte dem dienenden Geist in der untern Stube, daß ich gern durch den Hausgarten gehen möchte, und konnte dort so recht meinen Gedanken nachhängen. Wie erzählte mir jeder Baum, jeder Weg von den frohen Kinderjahren, in denen ich hier gespielt und gelacht hatte. Ich meinte, den ‚Alten, Unerreichbaren‘ im grauen Tuchhausrock oder im Mantingrock jene hölzernen Stufen hinunterschreiten zu sehen, um unsere Spiele zu beobachten, uns zu loben oder auch zu tadeln. Unter den Fenstern seines Studierzimmerchens stand ich lang und gedachte der Zeiten, in denen sich jene Fenster regelmäßig öffneten, wenn wir unten spielten. Da wurden uns Bonbons und Zuckerwerk aus Frankfurt am Main heruntergeworfen, oder wir durften hinaufkommen und erhielten ein Gläschen süßen Weins, der auch aus Frankfurt kam und der nur sehr Begünstigten gereicht wurde, wie uns dann Eßermann erklärte. Da ich die kleinste war, so wurde mir manchmal der Vorzug zuteil,



aufs Knie gehoben zu werden, was mich aber schon damals mit einem solchen Schauer der Ehrerbietung erfaßte, daß ich kaum wagte, die Augen aufzuschlagen. Freilich kam auch meine große Schüchternheit dazu. Versunken in alte Erinnerungen, wanderte ich lang umher und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal die Treppen des Hauses hinaufzugehen und die liebgewonnenen Räume zu betrachten . . . Dann zum Friedhof und von da durch den Park zu Goethes Gartenhaus. Die Pforte stand offen . . . und ich wanderte auch hier lang umher und meinte, den Unsterblichen noch unter jenen Bäumen sitzen zu sehen, oder jenen Gang auf und ab zu schreiten, der mit Malven bepflanzt war. Auch das Haus stand offen, und ich ging hinein und ruhte mich aus. Zum letztenmal war ich noch mit Walter Goethe hier gewesen und hatte lange mit ihm beim Kaffee geplaudert. Daß ich traurig war, werden Sie wohl verstehen."

Mit besonderer Wärme erzählten beide Schwestern öfters von Eckermann und behaupteten, er werde allgemein unterschätzt, was auch gewiß glaublich ist; sicher hätte Goethe einen durchaus unbedeutenden, nichtigen Menschen keineswegs dauernd in seiner Nähe geduldet, noch gar seines Umgangs gewürdigt. Schon allein der Gedanke, Goethes Aussprüche sofort festzuhalten, und dies lange Jahre mit eiserner Folgerichtigkeit durchzuführen, zeigt ihn als außergewöhnlichen Menschen und beweist, daß er Bedeutung und Größe Goethes vollauf zu würdigen wußte. Die „Gespräche Goethes mit Eckermann“ waren naturgemäß ein Lieblingslesewerk der Schwestern. Im Winter 1851/52 wohnte Maria wieder in Weimar, wo sie Eckermann oft besuchte und er oft zu ihr kam; damals lebte sein Sohn Karl bei ihm, der sich zum Tiermaler ausbildete. —

Aber Gottfried Kinkel, mit dem sie sich doch als umstürzlerisch-gleichgestimmten Geist hätte vielfach berühren müssen, sprach Frau Ida merkwürdig wenig anerkennend. Mit Recht meinte sie auch, der Capfeilerfaß in seiner Dichtung „Otto der Schütze“: „Daß der Mann sich selbst sein Schicksal schaffe“, enthalte im Grunde nur eine halbe Wahrheit. Mit großer Liebe sprach sie dagegen von Kinkels Gattin, Johanna, für die sie innige Freundschaft hegte. Bekanntlich ist Johanna Kinkel in London zum Fenster hinausgestürzt, und es hat nicht an Stimmen gemangelt, die von Selbstmord munkelten; zumal Johanna in ihrem Roman „Hans Ibeles“ ihr eigenes Leben mit erschütterndem Ausgang geschildert hatte. Frau Ida trat jedem Glauben an Selbstmord Johannas aus Überzeugung schroff und mit der ihr eigentümlichen, ich möchte sagen, spitz gereizten Schärfe entgegen und behauptete, die Kinkelsche Ehe sei durch



aus glücklich und der Sturz aus dem Fenster ein unbeabsichtigtes Unglück gewesen. Johanna litt an heftiger Engbrüstigkeit und eilte in ihren schweren Erstickungsanfällen zur Fensterbrüstung — die nach englischer Bauart ziemlich niedrig war —, um tiefauf frische Luft zu schöpfen, wobei sie sich überstürzte.

Eine Tochter Kinkels, Frau von Usten, lernte ich bei Emil Rittershaus in Barmen kennen, als wir am 1. Juli 1885 einen Ausflug zu dem Wuppertaler Dichter unternahmen. Die gute „Möhme“ — wie Frau Ida mit Rosenamen im häuslichen Kreise hieß — hatte längst einen Besuch dort versprochen gehabt; ihrer außerordentlichen Kurzsichtigkeit halber konnte sie ihn nicht allein ausführen und vertraute sich meiner Führung an.

Rittershaus, dessen Dichterbedeutung von dem modernen Nachwuchs stark heruntergesetzt zu werden pflegt, dessen außerordentliche Redners und Erzählergabe wir schon von einem gemeinsam bei Scheffel verlebten Tage her kennen, war ein alter, sturmerprobter Freund des Hauses Freiligrath. Seiner Unermüdblichkeit und Opferwilligkeit war es in den 1860er Jahren nicht zum wenigsten zu danken gewesen, daß der „Nationalbank“, jene zu Freiligraths Gunsten veranfaltete, großartige Volkschenkung zustande kam, die dem alternden Dichter die Mittel gewährte, aus der Londoner Verbannung heimzukehren, seine kaufmännische Geschäftsstube zu verlassen und in der ersehnten, geliebten, deutschen Heimat einen sorglosen Lebensabend zu genießen. Als die Zeitungen der Welt die Nationalbanksumme — es waren meines Wissens 60000 Taler — offenbar gemacht hatten, erhielt Freiligrath so ungeheuerlich viele Bittbriefe von allen möglichen notleidenden Dichtern, Schriftstellern und sonstigen Kunstbesessenen der ganzen Erde, daß er, wie mir Frau Ida scherzend erzählte, genau die dreifache Summe hätte herauszahlen müssen, hätte er mit seinem guten Herzen alle Bittsteller befriedigen wollen.

Kein Freund und Verehrer deutschen Schrifttums darf diese Groß- und Edeltat Emil Rittershaus jemals vergessen. In Vorträgen, Aufsätzen, Gedichten hat er unablässig die Erinnerung an Freiligrath, die Begeisterung für ihn und sein ergreifendes Schicksal im Herzen des deutschen Volkes rege zu halten, zu schüren gewußt. Rittershaus steht als Mensch und Freund in wahren Sonnenglanze da.

Freiligrath hatte, wie mir Ida und Maria einstimmig versicherten, Musik sehr geliebt; im Gegensatz zu Scheffel, für den, wie er mir selber einmal sagte, Musik nur ein „unangenehmes Geräusch“ war. Mozart war der besondere Liebling Freiligraths. Er sang häufig und gern, ohne Noten



zu kennen, hatte ein vorzügliches Gehör und eine höchst angenehme, wohlklingende Stimme, wenn sie auch nicht geschult war. Volkslieder, die ihm alle geläufig waren, sang er besonders gern; manchmal im Familienkreis oder wenn er mit den Seinigen spät aus Gesellschaft heimkehrte, sagte er zu seiner Schwägerin Maria: „Nun wollen wir noch einen Choral singen!“ Dann stimmte er sein Lieblingslied „Befiehl du deine Wege“ mit so reinem Einsatz an, daß man kaum glauben konnte, er habe Gesang nicht als Fach betrieben. Freiligrath konnte so harmlos heiter sein, wie nur Menschen mit goldreinem Kinderherzen sein können; dann rief er wohl auch: „Mariechen, laß uns einen pas de deux tanzen!“ Nun faßte er seine beiden Rockenden mit zierlichem Griff und erinnerte sich der „pas“ beim Tanzlehrer Amor in Soest; und Mariechen, die ihre beim alten Prinzessinentanzlehrer Monsieur Lépitre in Weimar gelernten „pas“ auch nicht vergessen hatte, tanzte mit ihm, bis sie beide vor Lachen nicht weiter konnten. So war Freiligrath in heiterer Stimmung daheim häufig zu scherzhaftem Ull aufgelegt; im Spasse pflegte er Ida und Maria gerne „das gefeierte Schwesternpaar“ zu nennen. Zu der Heiterkeit Freiligraths trug wohl nicht wenig seine gute Gesundheit bei; er hatte so scharfe Augen, daß er die Sichelform der Venus mit unbewaffnetem Gesichte sehen konnte und erfreute sich am Glanze dieses Sternes noch im Winter 1874/75, als die Venus durch die Sonne ging; damals war sie Morgenstern und erreichte am 14. Januar ihren Glanzpunkt. Freiligraths Bett stand zu Cannstatt so, daß er den östlichen Himmel und den Neckar zu schauen vermochte, in dem das Sternbild eine strahlende Brücke baute, so groß und kräftig war der Glanz. „Nie werde ich die Pracht des leuchtenden Gestirnes vergessen,“ sagte mir Maria, „welches auch Ferdinands Auge hell leuchten ließ.“

Oft scherzten wir über die völlige, dichterische Unbegabung des Dichtersohnes Percy Freiligrath, der eine große Holzsägerei (Firma Wiens u. Comp.) in Düsseldorf gegründet hatte. Der Vater Freiligrath hatte vor Zeiten die „Tanne“ in einem herrlichen Gedichte besungen, der Sohn Freiligrath handelte mit Tannenholz; und doch steckte in diesem „Holzwurm“ Percy ein Stück echten, handgreiflichen Freiligraths. Hatte er doch in früherer Jugend ein Trapperleben an der Indianergrenze in Nordamerika geführt und die wilden Abenteuer, von denen der Vater nur gesungen, tatsächlich am eigenen Leib erprobt und durchgekämpft. Percy war an Kraft und Größe nahezu ein hünenhafter Mensch, ehrlich und zuverlässig. Zum ersten Male war ihm die Bedeutung seines Vaters zu



Köln aufgegangen, als er ihn bei seiner Heimkehr nach Deutschland 1868 — Percy war damals 16 Jahre alt — begleiten durfte, und die Verehrer Freiligraths im Kölner Gürzenich ihm ein Festmahl veranstalteten. Der Gefeierte war bekanntlich kein großer Tisch- oder gar Stegreifredner, und so hatte er, wie er in solchen Fällen pflegte, vorher einen dichterischen Trinkspruch zu Papier gebracht; den wollte er eben hervorlangen, aber wehe! er zog unterm Jubel der Anwesenden statt eines zerknitterten Papierfetzens mit den festlichen Strophen seine — Rückfahrkarte nach London aus der Westentasche hervor! —

Maria Melos, die alte Freundin Gottfried Kellers, hatte eine merkwürdige Verehrung für Johannes Hus, dessen Geburts- und Todestag (6. Juli) sie stets „im stillen feierte“. Ihr Lieblingsdichter war Hölderlin; sie war eine sinnige, beschauliche Natur; wenn es dunkelte, stand sie gern am Fenster und lauschte den Abendglocken oder dem Einläuten des kommenden Sonntags. Zur Osterzeit erhob sie sich früh morgens, wenn alles im Hause noch schlief, um in köstlicher Morgenstille für sich Ostern zu feiern; denn solche „Seelensammlung“ stimme den ganzen Tag heiter. Ein unverbrüchlicher Unsterblichkeitsglaube besetzte sie: so freute sie sich, wie sie mir manchmal sagte, meine Mutter, der sie niemals im Leben begegnet war, im Jenseits zu sehen. Sie, die schwächliche, zarte, die nur 66 Pfund wog — sie scherzte gerne, sie wiege genau so viele Pfund, als sie Jahre zähle —, hatte einen großen Teil ihres Lebens mit Krankenpflege verbracht; sie meinte, dieses sei ihre einzige Begabung. Maria war tiefreligiös: mit jedem durchlebten Jahre freute sie sich, wie sich ein Wanderer freut, wenn er von ferne die traute Heimat erblickt und sich glücklich fühlt, dem Ziele nahe zu sein . . .

Daß ihre Erinnerungen weit ins 19. Jahrhundert hinauf reichten, konnte man aus ihrem überaus fesselnden Stammbuch ersehen. Da hatte sich bereits im Januar 1846 Gottfried Keller eingezeichnet; mit Bezug auf sein Gedicht „Die Welle“ hatte der dem jungen Deutschland angehörige W. L. Follen (sprich: Follén) einige Strophen hergesetzt, und Emil Mittershaus hatte fast vierzig Jahre später in sinniger Weise den Faden zu Ende gesponnen; aber auch Hoffmann von Fallersleben, Simrock, Kinkel, Geibel, Arnold Ruge, Walter von Goethe, selbst Heinrich Stieglitz, der Gatte jener unglückseligen Charlotte, die zur vermeintlichen Befreiung und Entfaltung der Dichterbegabung ihres Mannes selbstmörderisch Hand an sich gelegt hatte, fehlten nicht; sogar der stachelzüngige Witbold Saphir hatte hier das Brillantfeuerwerk seines Spottes spielen lassen.



Gerne sprach Maria beim Blättern in diesem denkwürdigen Buche von alten, vergangenen Zeiten; so von Freiligraths Trauung in der Kirche zu Neuhausen am 20. Mai 1841: „Noch sehe ich die beiden am Altar knien, den Segen zu empfangen. Ferdinand so glückstrahlend, die edle Sitra umwallt von weichen, feinen, dunkeln Haaren; Ida mit kastanienbraunen Locken, durch die sich der blühende Myrtenkranz schlang. Wo sind die Jahre hingerauscht?“

Als sie mir Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ in der Urausgabe von 21 Druckbogen schenkte — Werke über 20 Bogen waren nach altem Preßgesetz zensurfrei, daher druckte man bei irgend beanstandbaren Sachen äußerst verschwenderisch nur wenige Zeilen auf einer Seite —, da meinte sie: „Ihr jungen Leute könnt freilich keine Ahnung haben, durch welche Drangsal und Schrecken eure Vorkämpfer gehen mußten. Wenn ich an jene Zeit denke, kommt es mir oft märchenhaft vor, daß man sie mit durchlebt hat; es dünkt mich, als wäre dies alles im grauen Altertume geschehen.“

Bei meinem letzten Düsseldorfer Aufenthalt zu Marias Lebzeiten — im September 1888 — wallfahrteten wir zusammen hinaus an Immermanns Grab, wo ich Ida und Maria das schöne Gedicht Freiligraths auf Immermann vorlas. Ich war Marias letzter Gast. Am 8. Oktober 1888 — auf den Tag zehn Jahre, nachdem ich zum ersten Male zu Cannstatt das Freiligrathsche Haus betreten — ist sie sanft an einem Blutsturze gestorben. In einem Sarge von Lannenholtz, umgeben von einem Kranze silberner Eichenblätter, ist die Freundin des Waldes auf dem Friedhofe zu Bill bei Düsseldorf hinabgesenkt worden.

Der Wunsch Marias, mich in meinem süddeutschen Heime zu besuchen, ist niemals erfüllt worden. Dagegen weilte Frau Ida nebst ihrer Schwiegertochter Jutta im Sommer 1889 einige Tage bei meinem Vater und mir zu Gaste. Mein Freund Mainzer, der gesangeskundige, trug ihr in einem zu ihren Ehren veranstalteten Hausmusikmorgen bei sich zahlreiche Freiligrathsche Dichtungen in Carl Loewes Vertonung vor; bei den Klängen des „Nebo“ brach die ehrwürdige Greisin in tiefes Schluchzen aus und noch nach Jahren, als mein unglücklicher Freund längst im Wettersteingebirg abgestürzt war, sagte sie mir in dankbarer Nührung: „Ich werde den Morgen in seiner Wohnung nie vergessen . . .“

Im Februar 1891 hatte ich zu Berlin eine ergreifende Predigt des mir befreundeten Hofpredigers Emil Frommel in der Garnisonkirche gehört, die mit Freiligraths berühmten Worten schloß:



„D lieb, so lang du lieben kannst,  
D lieb, so lang du lieben magst!  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Als ich in meine Hospizwohnung heimkehrte, lag eine Drahtnachricht aus Düsseldorf auf dem Tische, die den plötzlichen Tod Percys meldete und mich zu beschleunigtem Kommen aufforderte; ich befand mich sowieso auf dem Wege nach Düsseldorf. Ich teilte Frommel das erschütternde Zusammentreffen alsbald mit und reiste umgehend zu der tiefbekümmerten Familie. Percy, der riesenhafte, scheinbar gegen Krankheit und menschliche Schwäche gefeit, war, gleich einer blitzgetroffenen Eiche, mitten aus vollblütigem Leben heraus, als Leiche dahingefunken. Trauervolle Tage folgten, die in gemeinsamem Durchleben unserer treuen Freundschaft die höchste Weihe und unverbrüchliche Dauer gaben.

Bald darnach löste sich der Düsseldorfer Haushalt auf: die alternde, immer hinfalliger werdende „Möhme“ zog zu ihrer ältesten Tochter Käthe Freiligrath-Kroeker, der hochbegabten Übersetzerin der Werke ihres Vaters und Heines ins Englische, nach London, und Jutta, die schwer bekümmerte, finderlose, junge Witwe kehrte nach dem traurigen Schiffbruch ihres Lebensglückes wieder ins elterliche Haus zurück und sah im kommenden Jahrzehnt so ziemlich alles, was ihr lieb war und sie an diese Erde fesselte, um sich dahinsterben . . .

1893, in ungewöhnlich heißen, englischen Sommertagen, weilte ich gastweis in der Villa Cedar Lodge, dem stillfriedlichen Sitze der Familie Kroeker zu Foresthill, einem ländlich schönen Vorort Londons; dort in parkartigem Garten unter der haushohen, berühmten Layodie saßen wir schattensuchend zusammen und manches gute, erhebende Wort ward über alte Zeiten und dahingegangene Menschen noch ein letztes Mal gesprochen.

Auf grünem Rasen hatten wir im Garten den Tisch zum abendlichen Mahle gedeckt und schwelgten in Gesprächen, wie nur die Menschen der Renaissance bei ihren Wählern tun konnten.

Über allen Gesprächen Frau Idas lag es wie friedlicher Abendschein und sonnige Abgeklärtheit des Alters. Ihre Freude waren ihre prächtigen Enkel und Enkelinnen Wiens, die Kinder ihrer zweiten Tochter Luise. Aber die edle Greisin sollte noch manches Schmerzvolle erleben müssen, bevor sie am 6. Februar 1899 diese Welt verlassen durfte. Ihren Schwiegersohn Eduard Kroeker, an dem sie mit großer Liebe hing, und der noch in seinem 60. Lebensjahre von der Lungenschwindsucht ergriffen ward, sah sie vor



sich ins Grab sinken. Im Herbst 1896 drückte ich als letzter der deutschen Freunde dem Todgeweihten zu Badenweiler die erkaltende Hand. Käte lehrte von der Riviera, wohin die Ärzte den fast schon am Heimweh sterbenden Gatten zuletzt noch geschleppt hatten und wo er zu Nizza sein meerrumrauschtes Grab fand, in tiefem Winter als gramgebeugte Witwe zur alten, verwitweten, mit ihr klagenden Mutter nach England heim. Käte Freiligrath-Kroeker ähnelte ihrem Vater außerordentlich; ein Gips-  
hochbild, das ich als nur einmal vorhandenes Stück aus Freiligraths Jugend von der Familie schon zu Beginn unserer Freundschaft zum Geschenk erhalten habe, könnte die Tochter im Kopfumriß vorstellen. Auch Käte, die so kräftig schien und eine lange Lebensdauer verhieß, ist im Frühjahr 1904, ihren Freunden unerwartet schnell, heimgegangen.

Zum letzten Male war es im Herbst 1900, daß ich Käte Freiligrath-Kroeker, die auch einige meiner Dichtungen vortrefflich ins Englische übersetzt und in ihrer lesenswerten Blütenlese „A century of German poets“ veröffentlicht hat, in diesem Leben schauen durfte. Sie und ihre Schwägerin Jutta, Percys Witwe, hatten in der alten, freiligrathberühmten „Krone“ zu Ahmannshausen eine Zusammenkunft mit mir verabredet, und es waren herrliche, unvergeßliche Frühherbsttage am Rhein, am Strome, der Freiligraths Tochter so viel von Ruhm, Glück und Leid ihrer Eltern zu erzählen hatte.

Jutta Freiligrath weilte noch wiederholt in meinem Karlsruher Hause zu Besuch, freundete sich mit meiner Frau herzlich an, bevor sie zu Locarno, wo sie in Gemeinschaft mit ihrer edeln, trefflichen Schwester Marie Buchner eine letzte Heimstätte unter Bäumen und Blumen gefunden hatte, am 17. Juli 1911 ihre Augen für immer schloß.

Die Erinnerung an die Familie Freiligrath ist für mich ein Seelenheiligtum und wird den Rest meines Daseins mit hellem, mildem Glanz überstrahlen.